

## **Das Erbe der klassischen Antike heute \***

Hochverehrtes Publikum!  
Mit dieser Anrede begrüßte der Archäologe Peter Wilhelm Forchhammer vor knapp 150 Jahren in Kiel das Festpublikum aus Anlaß der Eröffnung der Antikensammlung. Forchhammer hielt einen großen Festvortrag, ein dreitägiges Volksfest schloß sich an, nachdem auf einem eigens dafür gecharterten Schiff die Gipsabgüsse der Elgin marbles, der berühmten Parthenonskulpturen, von London nach Kiel gelangt waren. Heute sind wir bescheidener: die Feier und auch meine Worte sind kürzer, anspruchsloser, gewissermaßen in proportionaler Entsprechung zu der heute geringen Bedeutung der Antike, unserer Vergangenheit allgemein. Damals in der Goethezeit, in der Zeit der Befreiungskriege in Griechenland, die zu einem gemeinsamen Anliegen des gebildeten Abendlands geworden waren, war die klassische Antike der Griechen das leuchtende, alles andere überstrahlende Vorbild. Das Vorbild, das den Weg zu einer Schönheit und Größe des Geistes weisen konnte, das zum Gegenpol eines finsternen Mittelalters verklärt wurde und das die mißverständene scheinbare Nähe von Gott und Mensch in der Antike zum idealen Trugbild freier Religiosität ohne die geistigen Fesseln des Christentums erhob. So wurde die klassische Antike zum Inbegriff freiheitlicher, künstlerischer und geistiger Bildung. Heute ist die Situation

grundlegend verschieden: Kernspaltung, Gentechnologie, aber auch die gewandelte Sozialstruktur – um nur einiges Beliebigeres herauszugreifen – stellen neue gesellschaftliche Aufgaben dar, deren Bewältigung gewiß nicht durch das klassische – man müßte eher sagen – klassizistische Bildungsideal geleistet werden kann. Das ist die eine Seite. Aber auf der anderen Seite hat sich auch unser Bild der Antike verändert. Mit dem tiefgreifenden Wechsel der Lebensverhältnisse hat sich auch der Blick des Altertumsforschers gewandelt; das Bild der Antike ist komplexer, aber auch widersprüchlicher geworden. Die idealistischen Vorstellungen antiken Griechentums – edle Einfalt, stille Größe – in der Goethezeit und noch in unserem Jahrhundert haben sich als eine Projektion eigener, überholter Zielvorstellungen auf die Antike erwiesen.

Bedeutet das nun, daß das Erbe der klassischen Antike aufgezehrt oder wertlos geworden ist? Sicherlich in seiner frühen Deutung. Doch nach wie vor und mehr denn je zieht es die Menschen nach Griechenland und seine antiken Kolonien in Unteritalien und Sizilien mit ihren eindrucksvoll in die Landschaft eingebetteten monumentalen Tempelbauten (Abb. 1). Zum Teil mag es das vielbeschworene Bildungsbürgertum sein, quasi letzte Enkel Goethes, die das Land der Griechen mit der Seele suchen. Doch immer mehr von traditioneller Bildung Unbelastete reisen gleichfalls dorthin, um vielleicht die Heimat des Alexis Zorbas mit eigenen Augen zu schauen oder die Musik eines Mikis Theodorakis in der da-

---

\* Vortrag anläßlich der Eröffnung des Wallenfels'schen Haus mit der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen gehalten am 29. November 1987.



Abb. 1: Bassai, der hochklassische Apollontempel.

zugehörigen Umwelt zu erfahren. Und sie reisen wieder nach Hellas; sie besuchen auch die Museen dort und auch die bei uns, hören sich Vorträge an und bekunden so in gleicher Weise wie jene noch von einem klassischen Bildungsideal Geprägten, daß das Erbe der klassischen Antike weiterlebt, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise. Ich maße mir nicht an, die heutige Wirkungskraft der Antike definieren zu können, aber ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf einige Phänomene lenken, die mir das antike Erbe immer noch als kostbar und für uns bedeutsam erscheinen lassen.

Das Eindruckvollste in der Landschaft Griechenlands und seiner antiken Kolonien sind die mächtigen Tempel, die seit dem 18. Jahrhundert das Interesse der Mitteleuropäer auf sich gezogen haben (Abb. 2). Am 17. Mai 1787 schrieb Goethe nach seinem Besuch der Tempel von Paes-

tum an Herder: „es ist die letzte, und fast möcht' ich sagen, die herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme“ (Italienische Reise). Aber was ist es, die herrlichste Idee, die heute noch den Besucher vor solchen Tempeln in bewunderndes oder gar andächtiges Staunen versetzt? Wie viele Bauwerke anderer Hochkulturen ist der griechische Tempel ein eigenständiger, in sich ruhender Baukörper, der sich nach allen Seiten klar abgrenzt. Doch trotz dieser überaus klaren Abgrenzung schließt sich der Bau nicht nach außen ab; er besitzt keine geschlossenen Außenwände wie die Sakralarchitektur anderer Hochkulturen, sondern Öffnung reiht sich an Öffnung und schenkt dem Bau eine unübertroffene Durchlässigkeit, geradezu Transparenz. Der allseitig umlaufende flache Sockel mit drei Stufen fordert geradezu zum Durchschreiten auf. Anders als andere Architektur öffnet sich der grie-

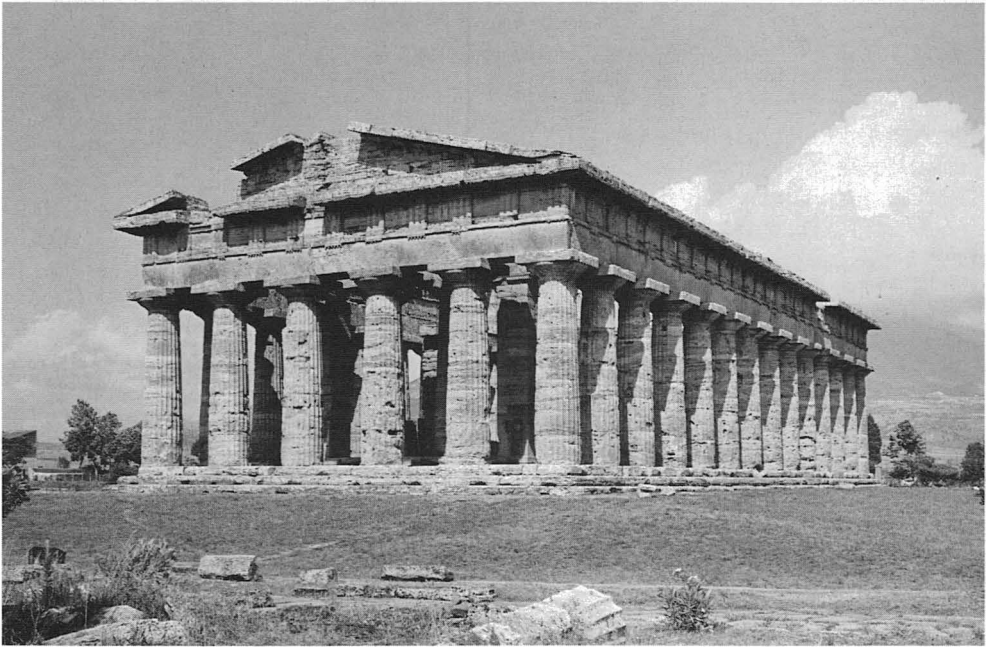


Abb. 2: Paestum, der frühklassische Heratempel.

chische Tempel nach allen Seiten; gemäß seiner Funktion als alleiniges Haus des Gottes besitzt er keine Eingangsseite, keine den Betrachter anlockende und banrende Fassade. Er ist nicht wie z. B. die Fassade einer Barockkirche Zielpunkt einer den Menschen lenkenden und auch einschränkenden religiös-kultischen Idee, sondern er ruht als das Haus des Gottes inmitten der Gemeinschaft der Griechen, kaum durch die drei Stufen herausgehoben. Und in gleicher Weise scharte sich die Gemeinschaft der Gläubigen um den vor der Ostseite des Tempels im Freien gelegenen Altar als Mittelpunkt der Liturgie. Dieser ungerichteten Ausstrahlung nach allen Seiten entspricht das Gleichmaß der tragenden Säulen, die in gleichem Abstand und in gleicher Höhe gemeinsam das schwer lastende Gebälk samt Dach tragen. Fest sind die vertikalen Säulen zwischen dem horizontalen Stufensockel

und dem Gebälk eingespannt, wobei das Gebälk durch seine Triglyphen den Rhythmus der Vertikale nochmals aufgreift. Die diametralen Gegensätze von Stütze und Last sind in ausgewogener Beziehung zueinander gesetzt; keines überwiegt, keines hat ohne das andere Bestand.

Trotz der Monumentalität der bis zu 25 Meter hohen Tempel wirken sie weder massig noch schwer. Die wuchtigen Säulen sind durch die lineare Struktur ihrer Kanneluren der Massenschwere optisch enthoben, das Gebälk war durch ein aufgemaltes Ornament aufgelockert. Unsichtbar, aber fühlbar scheinen alle Teile, Säule, Gebälk wie Ornament durch ein Ordnungssystem fester Proportionsverhältnisse harmonisch gebunden; alle Teile scheinen als Bestandteile eines großen gemeinsamen Ganzen in klar definierter Relation zueinander konzipiert. Doch in

Wirklichkeit begegnen sich am klassischen, dorischen Tempel zwei gegensätzliche Ordnungsprinzipien in der Säulenreihung und im Rhythmus der Triglyphen und Metopen, die fast gewaltsam an den Tempelecken als sogenannter dorischer Konflikt aufeinanderprallen. Sie sind ein sichtbares Zeichen für die Spannungen, die den griechischen Tempel in klassischer Zeit bestimmen. Und daher wirkt der Bau nicht streng oder erstarrt, sondern lebendig, unterstützt durch das Maßsystem: Finger, Fuß, Elle und Klafter, vom menschlichen Körper abgeleitete Maße – und eben nicht ein abstraktes Dezimalsystem – erfüllen die griechische Architektur trotz ihrer strengen Maßordnung mit Leben. Ein weiteres, und das ist vielleicht das entscheidende Geheimnis der Lebendigkeit des griechischen Tempels: trotz der streng rechtwinkligen Konzeption von Stütze und Last existiert z. B. am Parthenon nicht eine exakte Senkrechte oder Waagrechte. Kaum sichtbar, aber meßbar sind die Säulen leicht nach innen geneigt, die Standfläche und entsprechend das Gebälk sanft aufgewölbt; verhalten schwellen die sich nach oben verjüngenden Säulen an (1,75 cm bei 10,43 m Säulenhöhe = 1/600).

Das festgefügte Maßsystem und die orthogonale Ordnung werden durch diese verhaltenen Abweichungen ihrer strengen Rationalität entäußert. Dieser spannungsvollen Ausgewogenheit von strenger Ordnung und lebendiger Lockerung entspricht die Dialektik von Abgrenzung und Durchlässigkeit, von Massenschwere und Leichtigkeit des griechischen Tempels. In diesen ausgewogenen Gegensätzen und in dem Bezug auf den Menschen als grundlegendes Maß liegt meines Erachtens die besondere Ausstrahlung der griechischen Architektur, die besondere Botschaft des griechischen Tempels für uns.

Der fruchtbare Ausgleich der das Sein des Menschen prägenden Spannungen oder Gegensätze ist nicht nur das Leitmotiv der Parthenonzeit, der Hochklassik, sondern es ist ein ewig griechisches Thema. Aus der Spätzeit, dem 2. Jahrhundert vor Christus, entstammt das Phantasieporträt des greisen, erblindeten Homers, dessen Original verloren ist, dessen Eindringlichkeit durch diese römische Kopie in Paris jedoch kaum geschmälert erscheint (Abb. 3). Schonungslos ist seine körperliche Entstellung durch Alter und Blindheit durch die Stirnglatze, die tiefen deformierten Augenhöhlen, die nervösen Falten und das erschlaffte Gewebe sichtbar gemacht. Doch die hohe, mächtig gewölbte Stirn und die ruhige Symmetrie der Gesichtszüge bilden einen edlen Gegensatz; seiner körperlichen Entstellung wird seine

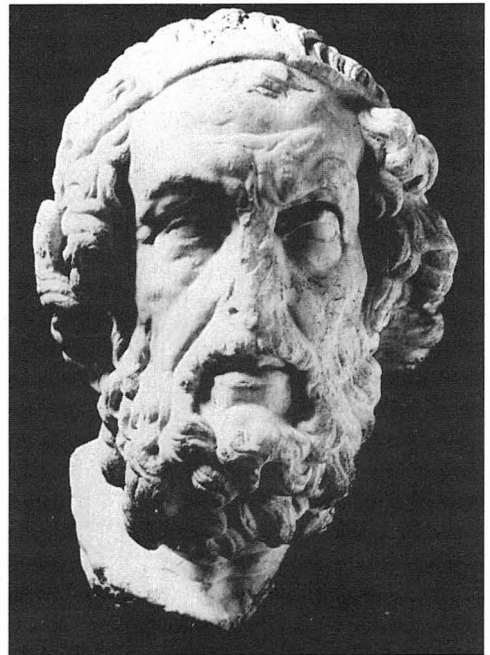


Abb. 3: Boston. Hellenistisches Phantasieporträt Homers; römische Kopie nach dem nicht erhaltenen griechischen Original.

geistige Größe entgegengesetzt. Mit der Stirnglatze kontrastiert das kaum durch die schmale Dichterbinde gebändigte volle seitliche Haupthaar und erfüllt das Greisenalter kontrapunktisch mit ungehemmter Vitalität. Ganz im Sinne Platons überstrahlt die geistige Frische, die edle Seele, den häßlichen Körper, freilich ohne ihn zu verbergen.

Diese Versöhnung des Gegensätzlichen setzt kritische Einsicht voraus, die beim einzelnen Menschen, beim Individuum einsetzen muß, wie es das Orakel von Delphi prägnant formuliert hat: ‚Gnòthi seauton‘ – Erkenne dich selbst, erkenne dein Menschsein! Diese Aufforderung spiegelt sich meines Erachtens auch in der bildenden Kunst, die ihre Aufgabe primär in der Gestaltung des Menschenbilds in immer wieder neuer Sicht findet, und sie gipfelt in der Erhebung der nackten jugendlichen Gestalt des Mannes zum Schönheitsideal (Abb. 4). Der archaische Kuros oder die Statuen der Olympiasieger in klassischer Zeit verkörpern in ihrer Nacktheit das Idealbild des Menschen in seiner Natürlichkeit. Diese Statuen tragen keine Gewänder oder Insignien, die wie bei den Statuen anderer Hochkulturen ihren gesellschaftlichen Rang manifestieren, sie erscheinen weder in herrscherlicher noch in sklavischer Pose. Sie stehen aufrecht und frei in ihrer kreatürlichen Nacktheit vor uns.

Das ihnen zugrundeliegende Schönheitsideal wurde folgewirksam von Johann Joachim Winckelmann an der Statue des Apollon im Belvedere in den Vatikanischen Museen formuliert und ist von seinen geistigen Erben als göttliches Menschenbild übernommen worden, als Symbol des menschlichen Strebens nach göttlicher Vollkommenheit bei den Griechen, und damit als ewiges Vorbild menschlichen Seins bis weit ins 20. Jahrhundert hinein mißverstanden worden. Die in die-

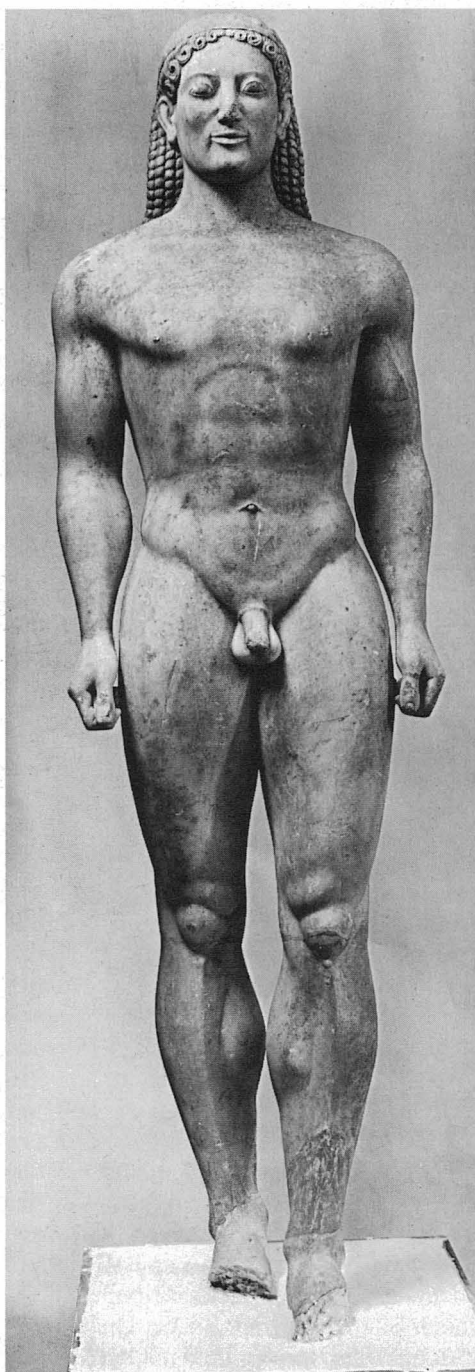


Abb. 4: Athen, Nationalmuseum. Kuros aus Anavysos, Grabstatue archaischer Zeit.



sem Anspruch in vielen Sonntagsreden zum Überdruß beschworene Vorbildhaftigkeit der Antike durch edle Einfach und stille Größe beruht auf falschen Voraussetzungen.

Trotz der idealen, göttergleich gedeuteten Gestaltung des klassischen Menschenbilds lebten die Griechen zu keiner Zeit in einem goldenen Zeitalter voll heiterer Lebensfreude, wie das aus Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“ klingt. Schon in früher Zeit, gegen 700 vor Christus beklagt Hesiod, der böotische Dichter, das menschliche Elend: „Den sterblichen Menschen verbleiben / Schmerz nur und Leid, und sie sind dann wehrlos gegen das Unheil“ (Werke und Tage, 197). Und unüberhörbar artikuliert er die Einsicht in die Abhängigkeit von den Göttern, von Zeus: „ihn durch den die sterblichen Menschen verborgen und ruchbar, namhaft und namenlos sind, nach Zeus, des Gewaltigen Willen. Mühelos schenkt er Gewicht und verkümmert mühelos den wicht'gen, mühlos läßt er Glänzendes sinken, den Dürftigen steigen ... Zeus, der droben den Wetterstrahl führt und über der Welt wohnt“ (Werke und Tage, 1 ff.). Die Erkenntnis der Begrenztheit des Menschen in seinem Sein ist immer wieder mit unterschiedlicher Akzentsetzung formuliert worden. Pindar, der lyrische Dichter der Frühklassik, dessen Porträt wir seit wenigen Jahren durch einen glücklichen Fund kennen, hat es vielleicht am eindringlichsten ausgesprochen, wie nah und wie fern zugleich der Mensch den Göttern ist: „Ein Stamm: Menschen und Götter; von einer ja atmen wir, von einer Mutter wir beiden. Doch Macht von ganz verschiedener Art trennt uns, so daß hier ein Nichts ist, dort der eherne Himmel ein sicherer Sitz, eine ewige Bleibe. Doch kommen in etwas, sei's an hohem Geiste, sei's an Gestalt wir den Unsterblichen Nahe“ (Pindar, Nem. VI, 166).

Aber auch die großen attischen Dramatiker, die ihre Stücke für das Dionysostheater in Athen am Südhang der Akropolis geschrieben haben, haben die Begrenztheit des Menschen, seines Wollens und Handelns als zentrales Motiv thematisiert. Bei Aischylos steht der Konflikt des wissenden Menschen mit den Göttern im Vordergrund, der Kampf des Einzelnen allgemein gegen die höheren Mächte oder konkret gegen das von Zeus gesetzte Recht, dem er sich beugen muß: „Unerwartet kommen wird mir keine Trübsal. Mein Verhängnis muß ich denn, so leicht ich kann, ertragen, wohl erkennend, daß unüberwindlich der Notwendigkeit Gewalt.“ So läßt Aischylos Prometheus (101 ff.) sprechen. Des Menschen richtiges oder frevelhaftes Verhalten entspricht göttlichem Willen. „Gott läßt dem Menschen eine Schuld erwachsen, wenn er ein Haus ganz und gar zugrunde richten will“ zitiert Platon aus der verlorenen Tragödie „Niobe“ von Aischylos.

In ganz anderer Weise artikuliert Sophokles eine Generation später, nach der Mitte des 5. Jahrhunderts vor Christus, die Grenzen des Menschen. In seinen Tragödien ist der Mensch durch ethische und politische Normsetzungen bestimmt, an deren Gegensatz er zerbrechen kann. So wird Antigone schuldig, weil sie gemäß ethischer und göttlicher Verpflichtung ihren Bruder gegen das politische Gebot des Königs bestattet; einen Ausweg gibt es nicht, nur verschiedene Schuld. Antigone: „... Du! Wenn's Dir gefällt, mißachte, was den Göttern achtbar ist.“ Ismene: „Auch ich mißacht' es nicht. Doch der Gewalt des Staats zu trotzen hab' ich nicht die Kraft“ (Antigone, 76 ff.).

Ebenfalls in der Hochklassik wie Sophokles, aber als Dramatiker doch der jüngere, gelangt Euripides wiederum zu einer anderen Schau der menschlichen Begrenztheit. Ein zentrales Motiv seiner Dramen

ist die Abhängigkeit des Menschen von seinen Leidenschaften, die letztlich auch durch die Götter gesandt sind, wie z. B. die Liebe der Alkestis durch Aphrodite: „Du siehst, Admetos, wie mein Los gefallen ist, vernimm denn, eh' ich sterbe, was mein Wille ist. Ich liebe Dich, und höher als mein Leben galt mir dieses, daß Du fürder sähst der Sonne Licht: so sterbe ich statt deiner“ (Alkestis, 280 ff.).

Dieser vielfältigen Erkenntnis des Geworfenseins des Menschen steht in polarem Gegensatz das Streben nach Göttlichkeit

gegenüber, nach „homoiosis to theo“ wie es bei Pindar anklingt und wörtlich bei Platon ausgesprochen worden ist. Durch diese Hoffnung wird die Ausweglosigkeit der menschlichen Schuldhaftigkeit gemildert, ja sogar ausgeglichen; aber nicht im Sinne ausgewogener Harmonie, einer heilen Welt, sondern in einem permanenten spannungsvollen Ringen. Platon hat im Phaidros im Gleichnis der Seele als Pferdegespann dieses Ringens als schicksals-hafte menschliche Aufgabe ebenso sichtbar werden lassen, wie es die bildende



Abb. 5: Berlin (Ost). Kampf der Hekate gegen Klytios; Ausschnitt aus dem Kampf der Götter gegen die Giganten am Pergamonaltar.

Kunst in den Darstellungen gewaltiger mythischer Kämpfe des Guten gegen das Böse ausspricht (Abb. 5).

Das fortwährende Ringen um den Ausgleich prägt auch das politische Denken und Handeln der Griechen, dem wir vielleicht das kostbarste Erbe der Antike verdanken, die Demokratie. Das stete Thema der klassischen Antike, das spannungsvoll ausgewogene Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen, das Ringen um die Versöhnung der Gegensätze hat in der Demokratie des 5. Jahrhunderts vor Christus, der Zeit des Perikles und des Parthenon, einen Höhepunkt gefunden, und bereits in der Antike ist diese Epoche zum nachhaltigen Vorbild geworden. Die Voraussetzung aber für alle diese Leistungen war die Erkenntnis der Begrenztheit des Menschseins, nicht seine Gottähnlichkeit. „Gnōthi seauton“ – erkenne dich selbst. Meine sehr verehrten Damen und Herren, wie in Kiel vor knapp 150 Jahren wurden damals überall in Europa Antikemuseen eröffnet, um dem Publikum – und das heißt ja ganz wörtlich Öffentlichkeit – eine konkrete Anschauung von der klassischen Antike durch Originale wie Abgüsse zu vermitteln. Dieser von dem damaligen Archäologen Forchhammer als Leitsatz seiner Tätigkeit verstandene Bildungsauftrag gilt meines Erachtens daher heute nach wie vor und verpflichtet uns Altertumsforscher, Sie an dem klassischen Erbe teilhaben zu lassen.

Wie seinerzeit, als König Christian VIII, die Stadt Kiel, die Universität und die Bürger in gemeinsamer Anstrengung die Antikensammlung aus der Taufe hoben, so haben hier in Gießen in beispielhaftem Zusammenwirken Stadt und Universität, die öffentliche Hand und private Institutionen sowie einzelne Bürger das Ihre getan, damit das Wallenfels'sche Haus mit seinen verschiedenen Sammlungen und einer durch Leihgaben, Schenkungen, Re-

staurierung und Neuerwerbung erweiterten und erneuerten Antikensammlung der Öffentlichkeit übergeben werden kann.

Ich freue mich, daß in Ergänzung zu unseren öffentlichen Vorträgen, den sporadischen Ausstellungen und der Arbeit an der Volkshochschule hier den Gießener Bürgern eine permanente Begegnungsstätte mit der Antike geschenkt werden kann. Ich freue mich, daß wir durch dieses Haus einen neuen geistigen Berührungspunkt zwischen Stadt und Universität gewonnen haben. Und ich bin Herrn Dr. Häring außerordentlich dankbar, daß er bereits bei meinem ersten Besuch spontan die Antike in seine Konzeption aufgenommen hat.

Danken möchte ich auch dem Hess. Minister für Wissenschaft und Kunst, der die Sammlung um eine schöne und wichtige griechische Vase aus Tarent bereichert hat. Und zu meiner großen Freude darf ich Ihnen mitteilen, daß wir dank Spenden des Rotary Club Gießen und eines anonymen Bürgers in Bälde zwei weitere Neuerwerbungen werden präsentieren können. Nur dadurch kann eine solche Sammlung lebendig bleiben, nur so sich ihr Bildungsauftrag ständig erneuern.

Dieses wohlwollende Interesse seitens der Bürger, der öffentlichen Hand und privater Institutionen an der Antikensammlung speziell und der Archäologie im Allgemeinen scheint mir kein Zufall, sondern Ausdruck eines wieder wachsenden Bewußtseins um die Notwendigkeit der Existenz der Vergangenheit.

Dem Zukunftsforscher Robert Jungk verdanken wir die treffende Formulierung, daß die Zukunft nur durch die feste Verwurzelung der Gegenwart in der Vergangenheit bewältigt werden kann, daß die notwendigen Normsetzungen, Maßstäbe für ein menschliches Dasein nur aus dem Wissen um die Vergangenheit gewonnen werden können.



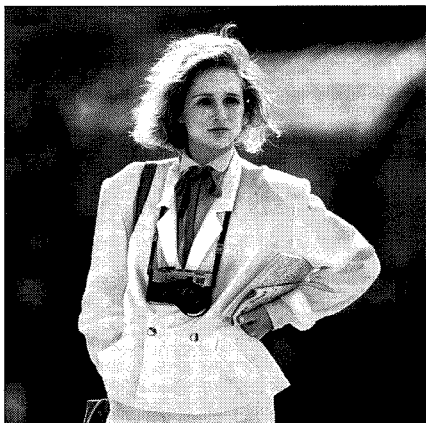
Lassen Sie mich mit einem Bild schließen: Nur ein tief wurzelnder Baum mit einem festen Stamm wird eine prachtvolle Krone entwickeln und allen Stürmen trotzen können. Der flachwurzelnende, dünnstämmige Baum gerät leicht ins Schwanken und beugt sich den Strömungen der Zeit bald hier hin bald dorthin; jeder Sturm kann ihn entwurzeln, wie die jüngste Vergangenheit leidvoll gezeigt hat.

Mit dem Ziel, den Wurzeln eines mächtigen Baumes mit unseren bescheidenen Mitteln Nahrung zu geben, tragen wir Gießener Archäologen unsere Erkenntnisse in die Öffentlichkeit, haben wir unsere Schätze dem Oberhessischen Museum anvertraut.

Möge dieses Haus in diesem Sinne wirken!

Gießen, den 29. November 1987

## Wer klare Ziele hat, erwartet viel von seiner Bank.



Mehr Information, mehr Beratung, mehr Erfahrung. Gemeinsam mit Ihnen finden wir immer die Antwort, die Ihnen Nutzen bringt.

Fragen Sie die Deutsche Bank.

**Deutsche Bank** 

Filiale Gießen · Marktplatz 4 · Telefon (06 41) 3 00 40